
Würdigung eines „Staatskapitalisten“

Rezension von: Hannes Androsch, Anton Pelinka, Manfred Zollinger (Hrsg.), Karl Waldbrunner. Pragmatischer Visionär für das Neue Österreich, Carl Gerolds Sohn Wien 2006, 375 Seiten.

Karl Waldbrunner (1906-1980) war einer der profiliertesten und fähigsten Politiker der österreichischen Zweiten Republik, aber mit ihm war offenbar nicht immer gut Kirschen essen. Eine gewisse Strenge und Unnahbarkeit vermerken selbst die prominenten Zeitzeugenberichte am Ende des vorliegenden Buches – zugleich wird aber doch deutlich, wie sehr das Arbeiterkind Waldbrunner in Kreisen seiner Partei Respekt und Bewunderung genoss.

Karl Waldbrunner studierte 1924 bis 1930 an der Wiener Technischen Hochschule, wurde väterlich gefördert vom Gewerkschafter Karl Maisel, ging als junger Ingenieur während der Weltwirtschaftskrise 1932-37 in die Sowjetunion, heiratete eine Schweizerin, arbeitete, wegen seiner Zeit in Russland misstrauisch beäugt, aber im Großen und Ganzen in Ruhe gelassen, in der NS-Zeit als Ingenieur im Kraftwerkswesen und in der Industrie und baute als Minister (1949 bis 1962) sein viel bewundertes, viel gescholtenes, heute längst Geschichte gewordenes „Königreich Waldbrunner“ auf.

Als Präsident des BSA (1951-72) versuchte Waldbrunner mit einer Personalpolitik, die auch minder Belasteten des „nationalen Lagers“ eine Türe öffnete, der Dominanz des katholisch-konservativen CV wenigstens bezüglich der verstaatlichten Industrie

entgegenzuwirken, und er machte sich dadurch viele Feinde.

Wahrscheinlich wäre der gewerkschaftsnahe Machertyp gerne 1957, nach der Wahl von Adolf Schärf zum Bundespräsidenten, Parteivorsitzender geworden – er stand damals allerdings wegen seiner Position in der „Verstaatlichten“ allzu sehr im Kreuzfeuer der Kritik, und Bruno Pittermann machte das Rennen. 1967 versuchten manche dann Waldbrunner als Gegenkandidaten zu Bruno Kreisky aufzubauen, aber da war der alte Ingenieur wohl schon zu müde geworden. So musste die Gewerkschaftsfraktion Hans Czettel aus dem Hut ziehen.

Leben und Werk und Umfeld dieses Spitzenpolitikers, der vielleicht ein wenig *zu* imponierend wirkte, um je „Erster“ zu werden, finden in dem vorliegenden Band umfassende Würdigung. Dabei erscheint es auffällig, wie sehr die Gestalt dieses Pragmatikers und die Diskussionsthemen seiner Zeit uns heute fern gerückt sind. Selbst Manfred Zollingers biographische Darstellung, die allerdings auf Material über die prägenden Erfahrungen der Kindheit des Autors sichtlich verzichten muss, lässt uns den ebenso vorsichtig wie im Bedarfsfall autoritär agierenden Spitzenfunktionär nur wie durch einen Schleier sichtbar werden.

Was die Beiträge betrifft, die im Abschnitt „Analysen zur Waldbrunner-Zeit“ zusammengefasst wurden, sind sie zwar sehr interessant, stehen aber auch häufig in beträchtlicher Distanz zu jenem Mann, dem dieses Buch gewidmet ist.

Anton Pelinka hat es noch relativ leicht, er kann darstellen, wie der Technokrat Waldbrunner, der weder Nazi noch „rassisch“ belasteter Vertriebener war (und übrigens, wie es scheint, auch nie Kommunist), sich

nach 1945 der Integration der rechts orientierten Akademiker in den BSA widmen konnte.

Günther Chaloupeks interessanter Aufsatz über den mühevollen Umgang der SPÖ mit der Idee einer Wirtschaftsplanung beschreibt – weitgehend ohne Waldbrunners-Zitate – das schrittweise Wachsen der Einsicht, dass eine mehrjährige sektorale Detailplanung des Wirtschaftsablaufs mit zunehmender Normalisierung im Zuge des raschen Wiederaufbaus sowohl unmöglich als auch unnötig wurde. Wenn am Ende dieses Prozesses in den Fünfzigerjahren die keynesianische Globalsteuerung stand, so wurde diese Wende kaum theoretisch explizit gemacht – vielmehr scheint man die marktwirtschaftliche Liberalisierung und ihre Erfolge eher „still nachvollzogen“ zu haben.

Ulrike Felbers Beitrag über öffentliche Verwalter als Instrument der Verstaatlichung (mit Fragezeichen) rückt den „Staatskapitalisten“ Waldbrunner etwas mehr ins Zentrum. Sie betont die Notwendigkeit, nach 1945 einfach wieder die Wirtschaft physisch in Gang zu bringen, aber auch das von Waldbrunner perfekt beherrschte „Besetzen von Positionen“. Die wichtige Rolle des externen Beraters Gustav Wührheim und der Treuhand AG beim ersten Waldbrunner'schen Versuch der Etablierung der Organisationsstrukturen der künftigen verstaatlichten Industrie beleuchtet übrigens, dass Waldbrunner hier gar nicht so sehr auf den Beamtenapparat setzte. Jedenfalls erwarb er sich damals, in der unmittelbaren Nachkriegszeit, beim politischen Gegner jenen Ruf als äußerst machtbewusster Politiker, der ihn nie verlassen sollte.

Robert Stöger hat sich auf nur zwanzig Seiten dem Thema „Ver-

staatlichte Industrie“ zu widmen – ein Fragenkreis, dem einst große Werke gewidmet wurden. Waldbrunners Ära galt, wie Stöger mit Recht feststellt, als Blütezeit dieses Sektors. Mit der damaligen Verankerung des Parteienproporz im Managementbereich wurden allerdings damals schon die Keime für schwere spätere Probleme gelegt, und die Übernahme der zu meist sanierungsbedürftigen USIA-Betriebe, die die „Verstaatlichte“ nach 1955 um ein Viertel vergrößerte, war auch eine Art Danaergeschenk. Stöger eilt im Schnellgang bis zur großen Verstaatlichtenkrise der 1980er Jahre und zur seither herrschenden Periode der Privatisierung, ohne letztere zu problematisieren.

Nostalgischer dagegen gibt sich Oskar Grünwald, der auch die Aktualität von Waldbrunners Nachkriegsposition betont. Eine gewisse Parallele zeigt sich zwischen Fritz Webers Keynesianismus-Beitrag und jenem von Chaloupek. Auch Weber behandelt den Abschied der SPÖ vom Planungsoptimismus und den langen Weg von den unpraktischen marxistischen Formeln zur Realpolitik, wobei er aber stark auf die 1930er Jahre zurückgreift und die fatale Ablehnung jeglicher Arbeitsbeschaffung durch marxistische Denker wie Rudolf Hilferding und Otto Bauer erörtert. Weber verweist besonders auf die Gewerkschaften als Bahnbrecher des Keynesianismus in der Arbeiterbewegung. Mit der Einbindung Waldbrunners in seine Argumentationslinie hat er es allerdings etwas schwer. Der Kraftwerksingenieur war „kein Theoretiker“.

Im Anschluss daran würdigt Wolfgang Maderthaner die „fordistische Wohlfahrtsstaatlichkeit“ Österreichs, die ihre eigentliche Blüte erst nach der weltweiten Energie- und Finanzkrise

von 1973-74 erreicht habe. Noch weiter weg von Waldbrunner führen die – an sich interessanten – Ausführungen von Susanne Dermutz zur Bildungspolitik nach 1945 und jene von Oliver Rathkolb zur Europapolitik der SPÖ: Dass Julius Deutsch hier früh ein Konzept der Neutralität nach Art der Schweiz verfocht (was aber im beginnenden Kalten Krieg anrühlich wurde), gehört zu den interessanteren Aspekten des komplexen Themas, das Rathkolb aber schon vor der großen Wende zu Ende der 1980er Jahre ausklingen lässt.

Helmut Pech lässt schließlich, mit dem Anknüpfungspunkt von Waldbrunners Funktion als Vizepräsident der Nationalbank, die „Gesichter einer Zentralbank“ Revue passieren, von jenem der wirtschaftspolitischen Akti-

vität zur Kundenorientierung, Wissensvermittlung und sogar ethischen Funktion – auch dies eine Wendeerzählung, die ohne wesentlichen Rückgriff auf die Titel gebende Persönlichkeit des Buches auskommt.

Die abschließenden Berichte von – zum Teil sehr prominenten – Zeitzeugen, die Waldbrunners Wirken noch persönlich erlebt haben, bezeugen, dass Karl Waldbrunner – wie gesagt – eine „imponierende“ Persönlichkeit war. Wir begegnen hier aber dem – übrigens gar nicht so seltenen – Paradoxon, dass ein energischer und machtvoller Gestalter eine letztlich gar nicht so kräftige Spur in der Geschichte hinterlassen hat, als man zu seiner Zeit geneigt gewesen wäre anzunehmen.

Robert Schediwy